



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Maßgebliches und Unmaßgebliches

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Dichten und Denken bereits von den gewaltigen Ereignissen beeinflusst wird, die das römische Reich, den Stolz der Dichter, stürzen und den Grund zu einer neuen Welt legen sollten: der Sieg des christlichen Glaubens und der Einbruch der germanischen Stämme.

Ribbeck hat das Buch seinem Freunde Paul Heyse gewidmet. Es ist das Ergebnis der Forschungen des Gelehrten und zugleich das Werk einer innigen dichterischen Nachempfindung. Die Sprache zeigt alle Vorzüge der Ribbeck'schen Vortragsweise ohne deren Mängel. Sie ist gewählt, klar und geistvoll, selten gesucht oder fehlerhaft. Der Schönheit des Ausdrucks entspricht die Anschaulichkeit der Schilderung. Unverändert gleich bleibt sich die liebevolle Wärme, mit der Ribbeck für die jüngern und schwächeren Dichter kaum geringere Teilnahme zu wecken versteht als für die großen Meister, und in allen Bänden seines Werkes ist die Geschicklichkeit bewundernswert, womit er den Gegenstand seiner Darstellung trotz aller Klarheit und Anschaulichkeit nie völlig erschöpft, sondern dem Leser gleichsam in der Ferne immer noch neues zeigt, ihn nicht übersättigt, sondern ihn anregt, von dieser Geschichte der römischen Dichtung zu den Dichtern selbst zurückzukehren und gegenüber den herrschenden Schlagworten wieder mehr zu lesen und selbst zu prüfen.



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Die Minengänge der Bismarck'schen Propaganda werden zwar mit äußerster Verschlagenheit und Heimlichkeit geführt, aber zum Heile Deutschlands giebt es nicht nur in Berlin feine Nasen, die jeden bösen Anschlag wittern, noch ehe er geboren ist, und sich durch keine Winkelzüge irreführen lassen. Zum Beispiel: Herr von Poschinger hat bekanntlich unter dem Titel „Ein Achtundvierziger. L. Buchers Leben und Werke“ ein Buch herausgegeben, dessen Leser wohl meistens geurteilt haben werden, daß darin ein ergiebiger Stoff, der Entwicklungsengang vom revolutionären Idealismus zum staatsmännischen Wirken, ziemlich oberflächlich behandelt sei. Wie sehr sie geirrt haben, können sie aus einer sozialdemokratischen Wochenchrift erfahren. Da thut ein Herr Ferdinand Wolf unwiderleglich dar, daß die Arbeit Poschingers ein diplomatisches Meisterstück ist und keinen geringern Zweck hat als den, durch eine revolutionäre Bewegung den Fürsten Bismarck wieder an die Spitze der Geschäfte zu bringen. Man sieht, es ist nichts so fein gesponnen, die talmudistische Dialektik bringt es an die Sonne! Nebenher läuft die Entdeckung, daß Bucher bereits als Flüchtling in London (in den fünfziger Jahren) die künftige Laufbahn seines frühern Kollegen und Gegners im preußischen Landtage vorausgesehen und sich ihm durch seine Berichte an die Nationalzeitung zu nähern gesucht habe. Wessen Scharfblick sollen wir nun mehr bewundern?

Auf jeden Fall ist es aber von Herrn Ferdinand Wolf undankbar, den Namen des ehrwürdigen Rabbi zu verschweigen, dem er seine ausgezeichnete Methode der Untersuchung verdankt.

Mit Blindheit geschlagen. Die Berliner Politischen Nachrichten nennen es eine „eigentümliche Erscheinung,“ daß im ersten Drittel des laufenden Etatsjahrs die Erträge aller Verbrauchssteuern zurückgegangen seien, mit alleiniger Ausnahme der Brausteuern, die eine verschwindende (also wohl der Bevölkerungszunahme nicht entsprechende) Besserung zeige. Und alle Zeitungen drucken die „eigentümliche Erscheinung“ nach und wissen nichts darüber zu sagen, als daß sie eigentümlich, höchst eigentümlich sei. So geschehen, etwa dreißig Jahre nachdem Rodbertus bewiesen hat, daß und warum diese und ähnliche Erscheinungen allerdings unsrer heutigen Produktionsweise eigentümlich, innerlich anhaftend, notwendig und, so lange sie dauert, unabwendbar sind, sodaß, wenn die Gesellschaft sich nicht zu einer Änderung der Produktionsweise entschließt, die Produktion über kurz oder lang ganz aufhören muß! Und so geschehen, nachdem tüchtige Geister aller Nationen in Menge den ungemein einfachen von Rodbertus aufgedeckten Sachverhalt in hunderten von Broschüren, Zeitungs- und Zeitschriftenartikeln dem lieben Publikum erklärt und mundgerecht gemacht haben! Und die Konservativen fahren fort zu predigen, daß all Ding gut werden werde, wenn man nur das Gezücht der Sozialdemokraten ausrotte, dem Gesinde die Freizügigkeit entziehe und dafür reichliche Prügel verabreiche, vor allem aber durch hohe Einfuhrzölle die Getreide- und Viehpreise recht hoch hinauftreibe. Und die Liberalen fahren fort zu trösten: Nur Geduld! wenn man nur alles laufen läßt, wie es selber laufen will, und namentlich der Spekulation keine Fesseln anlegt, dann wird „es“ schon von selbst wieder besser werden; denn so eine „Krise“ geht eben, wie sie gekommen ist, von selber wieder. Denn natürlich kommt solches vorübergehende Elend nur von einer „Depression,“ wie ja auch nach der Versicherung unsrer heutigen Wettergelehrten das gute oder schlechte Wetter von einem barometrischen Maximum oder Minimum kommt, während wir Laien uns früher immer eingeildet hatten, das Barometer stehe hoch oder niedrig, weil die Luft trocken oder naß sei.

Ein andres Bild! Das selbstverständlich konservative Flöhaer Amtsblatt beschreibt die Lage der mit der Anfertigung von Spielwaren beschäftigten Hausindustriellen in einigen Gegenden des Erzgebirges. Es heißt da u. a.: „Nur die Grenzzollerleichterungen auf Brot und Mehl ermöglichen es den Familien, Sonntags wenigstens Brot zu essen. . . . Ja früher, vor zwanzig und dreißig Jahren, da war es anders; da atmete alles Wohlstand, Freude und Fröhlichkeit; da standen die Spielwaren über noch einmal so hoch im Werte [soll heißen, im Preise], und die Holzpreise waren noch einmal so billig. Damals konnten fleißige Familien bis zu fünfzig Thaler Wert in Waren fabriziren, an denen sie bis dreißig Thaler Verdienst hatten, und jetzt verdient eine ganze Familie in der Woche oft nur vier bis sechs Mark, höchstens einmal fünfzehn bis siebzehn Mark.“ Also das ist das Ergebnis des Kulturfortschritts im Zeitalter der sieghaften Technik, des christlichen Staates und der amtlichen Sozialpolitik, und zwar in dem deutschen Staate, der sich der „blühendsten“ Industrie, des größten Reichtums und des vollkommensten Schulwesens erfreut, daß fleißige Familien in Masse dem Elend verfallen, und daß ihr Arbeitsverdienst binnen dreißig Jahren von durchschnittlich — sagen wir vierzig Mark auf zehn Mark zurückgeht! Und wenn jemand die Frage aufwirft: Ist das wirklich Fortschritt? Ist das vernünftig? Kann es so weiter gehn?

Darf man es so weiter gehn lassen? Verweisen solche Vorgänge nicht, daß in der Gütererzeugung und Güterverteilung ein Fehler steckt, der beseitigt werden kann und muß? — dann schreien alle Staatserhaltenden: Schlagt ihn tot! Er ist ein Revolutionär, er ist ein Sozialdemokrat!

Sogar die Kreuzzeitung ficht sich in einer Polemik gegen den Scharnhorstschen Gedanken gezwungen, auf die leibliche Verkümmernng des Volks hinzuweisen: „Man sehe die Linienbataillone mit Ersatz aus armen und namentlich Industriegegenden an, man beobachte den schwerbepackten, wenig entwickelten Infanteristen aus solchem Ersatzbezirke in seinem ersten Dienstjahre, und man wird bemerken, daß die Anforderungen an Körpergröße und Körperstärke erheblich heruntergegangen sind.“ Das also wissen die militärischen Mitarbeiter der Kreuzzeitung und sind sich immer noch nicht klar darüber, wie unwichtig alle militärischen Streitfragen zusammengenommen sind im Vergleich mit der einen Hauptfrage: Werden wir nach fünfzig Jahren überhaupt noch 500 000 kriegstüchtige Männer im Reiche haben?

Von einer Dame, die Feuilletons schreibt, wird niemand volkswirtschaftliche Kenntnisse verlangen. Wir finden es daher ganz natürlich, daß Luise Nebentisch, die in deutschen Zeitungen das englische high-life schildert, sich immer und immer wieder wundert über die „Armutsklagen, die das Land durchziehen,“ während doch der Luxus täglich toller werde. Sie kann es ja nicht wissen, daß die lawinenartig anschwellenden großen Vermögen ihren Zuwachs aus vernichteten kleinen ziehen, daß der moderne „Nationalreichtum“ das Volkselend zur Voraussetzung hat, daß auch dieser „Nationalreichtum“ allmählich zusammenschmilzt, und daß eben, weil beim Stocken des Massenkonsums und infolge der Verwandlung aller Agrarstaaten in Industriestaaten die Kapitalanlage täglich schwieriger wird, die Reichen sich mehr und mehr veranlaßt sehn, ihr ganzes Einkommen zu verprassen, von dem sie früher einen Teil rentabel anzulegen pflegten. Das alles kann die Dame nicht wissen; aber die Redaktionen könnten, sollten es wissen und eine Anmerkung dazu machen. Sie werden sich hüten, es zu thun! Der Herr Verleger würde solche Redakteure schön auf die Finger klopfen, die ihm seine besten Kunden verjagten. Denn der zeitunglesende Philister will unterhalten, aber nicht belehrt und vor allem nicht erschreckt werden. Taucht einmal in einer Stunde des Nachdenkens das unerfreuliche Bild der volkswirtschaftlichen Wahrheit vor seinen Augen auf, dann verscheucht er es mit seinem lieben Sprüchlein: Après nous le déluge. Daß sich auch seine Kinder unter denen befinden werden, über die die große Flut oder der große Krach hereinbricht, verursacht dem in den Gewohnheiten seines komfortablen Lebens stumpfsinnig gewordenen Weltmanne von heute keinen Kummer mehr.

Seuchenmobilmachung. Das nationale Unglück, das uns in Gestalt der Choleraeuche heimgesucht hat, beschäftigt in diesem Augenblick Hand und Geist von Beamten und Nichtbeamten in den bereits zahlreich betroffenen oder bedrohten Orten des Reichs. Für diesesmal werden die bestehenden Einrichtungen und Gesetze die Form der Abwehr bestimmen müssen — nach Ausbruch des Krieges schafft man keine neue Wehrordnung; nur wenn sich die bestehenden Dämme der Seuche gegenüber völlig unzureichend erweisen sollten, könnte der folgende Gedanke vielleicht schon diesmal zur Grundlage einzelner Maßregeln werden.

Die Schätzung aller Verluste, die das Auftreten der Cholera in Hamburg — durch die Geschäftsstockung, die Abweisung der Hamburger Schiffe und so vieles andre — bis jetzt schon angerichtet hat, ist eine unübersehbare Aufgabe; die Annahme eines Verlustes von mehreren Millionen wird gewiß eine sehr bescheidne

Schätzung sein. Die Rechnung: Wenn eine von diesen Millionen gleich im Anfang zur Abwehr verwendet worden wäre, würden die übrigen erspart worden sein, ist sicherlich richtig. Hieraus einen Vorwurf gegen die Hamburger Behörden abzuleiten, wäre ebenso verkehrt wie ungerecht — der Richter über eine That darf von ihren Folgen durchaus nicht mehr wissen, als der Vorgeladene davon hat wissen können, wohl aber liegt in jenem Schluß eine Lehre für die Zukunft. Die Verluste, die Verwirrung, die nachhaltigen Schäden, die die Ansteckung mit einer Seuche über eine große Stadt verhängt, sind bei der gegenwärtigen internationalen Achtung so ungeheuer, daß die zur Verhütung oder Abkürzung dieses Zustandes bisher angewendeten Mittel viel zu gering erscheinen. Was soll in Zukunft geschehen? Das ist eine weite Frage, bei der die verschiedensten Zweige des Staatsdienstes mit der Wissenschaft beratend werden zusammenwirken müssen. Aber ein die ganze Weise der Abwehr bestimmender Gedanke ist mit einem einzigen Worte gegeben, mit dem Worte: Seuchenmobilmachung. Ist eine Volksseuche ein weniger entschlossener Feind, als ein ländergeriger Nachbar? Oder sind die Verluste, die von dem menschlichen Feinde drohen, so viel schwerer, daß gegen eine Seuche die Mobilmachung einer einzelnen Stadt, eines Viertels einer Stadt als übermäßiger Aufwand erschiene? Wenn man enig darüber ist, daß gegen eine allgemeine Gefahr Alle für Einen und Einer für Alle stehen müssen, so würde ein Widerspruch darin liegen, den allgemeinen Widerstand nicht durch Organisation verzehnfachen zu wollen. Eine bereit gehaltne Rolle würde etwa für jeden heranzuziehenden anseßigen Bürger seinen Dienst im Fall des Aufruhrs feststellen; ein Kennzeichen würde ihn zum Staatsbeamten machen, dem in seinem Dienst Gehorsam zu leisten ist. Die gesundheitlich richtige Haltung der Wohnungen, die Essensbereitung, die schnelle Ermittlung der Erkrankungen, die Feststellung der zukommenden Fremden — sind einige von den Aufgaben, die nur auf diesem Wege völlig zu lösen sind und denen die gewöhnliche Beamtschaft selbst bei äußerster Anstrengung ihrer Kräfte lange nicht gewachsen ist. Die Zuteilung einer wohl erläuterten Dienst-anweisung an jeden Dienstpflichtigen, die Einberufung zu einer Übung — eine Übungsmobilmachung in der Zeit der Gefahr eines Seucheneinbruchs — und vieles andre würde sich in der Entwicklung des Gedankens, der hier nur mit wenigen Worten angeboten werden soll, von selber ergeben. Die Stärkung des Gemeingefühls, die vom Staat ausgehende Erweckung der Einsicht, daß das Gemeinwesen jeden Bürger jederzeit als Beamten heranziehen kann, die Entwindung dieser Wahrheit aus den Händen der Sozialistenpropheten durch den bestehenden Staat — das sind Betrachtungen, zu denen der Gegenstand fernerhin anregt, die aber in die Geschlossenheit dieses Vorschlages nicht mehr hinein gehören.

Wenn wir eine Choleramobilmachung besessen hätten, so würden am Ansteckungsherd in den schlimmsten Tagen nicht so viel Kräfte der Nation, wie gegenwärtig in einem weiten Gebiete Wochen hindurch durch diesen Feind abgezogen, und ungeheure wirtschaftliche Werte und viele Menschenleben würden erhalten worden sein.

Der nervöse Gutbesitzer. Als geplagter Städter mit „sitzender“ Beschäftigung hatte ich mich zur Auffrischung meiner Nerven auf einige Wochen in ein wegen seiner Luft und seiner Wellen vielbesuchtes Seebad begeben. Die Mehrzahl der Badegäste bestand, wie man bald bemerken konnte, aus Großstädtern; unsre deutschen Steinkolosse Hamburg und Berlin schienen zu dem Zuzug stadtmüder Leute das meiste beigetragen zu haben. Am Mittagstisch — oder, wie

man dort so schön sagte, an der Table d'hôte — fanden sich aber auch andre, anscheinend wenig erholungsbedürftige Personen ein, von denen man anzunehmen geneigt war, daß sie sich des Vergnügens wegen in den Badetrübel gestürzt hätten. Ich machte die Bekanntschaft einiger urkräftigen Landleute mit frischer brauner Gesichtsfarbe, wahrer Urbilder der Gesundheit, und wir tauschten die üblichen Fragen über das Woher und Wohin und das Warum aus. Wie erstaunte ich nun da, als einer von ihnen, der mit Familie gekommen war, ein Gutsbesitzer, der so gesund wie die andern aussah, auf meine Erkundigung, ob er bade, antwortete, daß ihm das Baden nicht bekäme, daß es ihm — seine Nerven nicht gestatteten. Was, Sie sind nervös? Nicht möglich! Wir Städter, die wir uns von dem einfachen Naturleben abgekehrt haben, wir sind natürlich nervös, aber ihr Herren vom Lande! — Ich bin, erwiderte er, so nervenschwach, wie einer nur sein kann. Meine Aufregung ist oft so groß, daß ich mich mit keinem Menschen unterhalten mag, und am liebsten sitze ich hier in einem abgelegnen Winkel auf der Düne und sehe still und selbstvergessen auf das herrliche, weite, wogende Meer. Mit meiner Nervosität habe ich sogar Frau und Kinder angesteckt, wir sind alle zusammen nervös. — Aber wodurch können Sie das nur geworden sein? — Ja sehen Sie, ich hatte ein ziemlich großes Gut, und obwohl ich einen Teil verkauft habe, um mir die Arbeit zu erleichtern, so sind doch heutzutage die Leute so anspruchsvoll, daß mit ihnen gar nicht auszukommen ist; hat man keine Arbeiter, so weiß man nicht, wo ein und aus, und hat man welche, so möchte man sie am liebsten wieder los sein. Ja wenn man die Arbeit allein machen könnte! Ich habe die Scherereien und den ewigen Ärger satt. Das macht mich krank, und wir haben uns entschlossen, obwohl ich sonst ganz rüstig bin, in die Stadt zu ziehn. — Haben Sie denn soviel zurückgelegt, daß Sie von Ihren Renten leben können? — Zum Glück habe ich den einen Teil meines Besitzes gut verkauft, und ich hoffe, wenn alles gut geht, Vermögen genug zu haben, existiren zu können; übrigens werden wir uns einschränken, und wir haben ja nur zwei Kinder. Solange sich meine Nerven nicht wieder erholt haben, solange ich nicht wieder besser schlafen kann, sind wir, ich und meine von Kopfschmerzen geplagte Frau, nur halbe Menschen.

Ich verabschiedete mich und setzte meinen Weg allein fort, in Gedanken über diesen neuen Beitrag zur sozialen Frage unsrer Zeit, über die ländliche Arbeiternot, über das Anwachsen der großen Städte, über die Zunahme der Luftkurorte, Sommerfrischen und Seebadeörter. Der nervöse Gutsbesitzer! — sollte es dergleichen jemals in irgend einer frühern Zeit gegeben haben? Der nervöse Gutsbesitzer — das ist die neueste, „hoch“moderne Ermmungenschaft.



Litteratur

Zur Musik. Sechzehn Aufsätze von Philipp Spitta. Berlin, Gebrüder Paetel, 1892

Spitta vereinigt wie vielleicht heute kein andrer auf musikalischem Gebiete die verschiedenen Seiten der Kunstwissenschaft, die philosophische, die physikalisch-mathematische, die geschichtliche und die philologische. Die hier gesammelten sechs-